

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 68.

Donnerstag, 9. März

1933.

Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Löpcher

27. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Wie verabredet, wartete das Auto der Marquise zur Seite in möglichster Nähe des Ausganges. Beide Herren stiegen ein. Die kurze Fahrt zum Hotel verlief schweigend.

Nur als sie die Treppe im Hotel hinaufstiegen, sagte Balthasar klanglos: „Ich möchte Milagro zuerst, und zwar unter vier Augen sprechen!“

Diesen Wunsch erfüllte ihm Miguel umso bereitwilliger, als er selbst mit der Marquise eine Besprechung allein zu haben wünschte, um Richtlinien zu haben. Es war klar, daß man Balthasar nicht zumuten konnte, seine Komplizen zu verraten. Wenn jetzt die nötigen Instanzen hier sofort durch Miguel unterrichtet wurden — der ganze Estorial war ja noch heute vollkommen Besitz des Königs —, konnte man die beiden Attentäter in die Hand bekommen. Die beiden Damen mußten es übernehmen, Balthasar in Sicherheit zu bringen. Miguel überlegte. Binnen zehn Minuten konnte die weitere Abfahrt im Auto in nördlicher Richtung erfolgen.

Deswegen bot er, als beide Herren den kleinen Salon neben dem Schlafzimmer der Marquise betraten, Balthasar eilig die Hand: „Ich muß mich von dir verabschieden. — Muß sofort nach Madrid zurückkehren. Leb wohl, Balthasar!“

Der andere hielt seine Hand zwischen den seinen. Eine gewaltige Erregung zitterte in ihm. „Ich weiß, daß es ein Abschied fürs Leben ist, Miguel. Wir werden uns niemals wiedersehen. Unsere Wege führen weit auseinander.“

Er machte eine kurze Pause. Wie sollte er alles in knappe Worte formen, was ihn jetzt bewegte? Aber der Boden brannte ihnen beiden unter den Füßen. Und doch fühlte Balthasar, wie er Miguel vieles abzubitten hatte.

Dann stand er Milagro gegenüber, sank vor ihr in die Knie.

„Es gibt größere, edlere Ziele für dich!“ Sie hielt seine Hand jetzt in der ihren, sah ihm forschend in die Augen und gebot ihm aufzustehen. „Du bist wie in einem Trancezustand, mein Lieber! Böse Einflüsse haben dich für ihren Zweck dienstbar zu machen gesucht! Du wirst erwachen — Balthasar — und wieder freier um dich sehen lernen —“

Er machte eine Bewegung, als würde Erschütterung und Erregung ihn abermals auf die Knie. Aber sie hielt ihn fest und zog ihn empor und meinte dringend: „Was hast du für Pläne, für Wünsche? Meine Mutter und ich werden dich jetzt in Sicherheit bringen.“

„Du, mein guter Engel, Milagro! Wie oft habe ich dich in Gedanken „meine blonde Madonna“ genannt! Unsere Wege führen immer auseinander. Aber du sollst mein Leitstern in meinen Gedanken bleiben.“

Im Nebenzimmer schloß sich unauffällig eine Tür. Schritte gingen eilig über den Gang zur Treppe und

verhallten. Sie bezwang ihre Regung: Miguel noch danken, Abschied von ihm nehmen zu können. Denn sie wußte, er eilte jetzt zum Estorial, um dem drohenden Unheil die Spitze zu brechen und die Komplizen von Balthasar der irdischen Gerechtigkeit zuzuführen. Balthasar aber mußte um so schneller jetzt fort und aus dem Bereich der Möglichkeiten gebracht werden, in denen man eine Persönlichkeit von seinem Außern suchte —.

Wenige Augenblicke später war die Hotelrechnung beglichen. Die Marquise erklärte in einer musterhaften Fassung dem Hoteldirektor, sie habe die besteunte Familie, die sie in ihrem Landhause hier habe aufsuchen wollen, nicht angetroffen und deswegen beschlossen, verfrüht nach Madrid zurückzukehren.

Niemand achtete sonderlich darauf, daß inzwischen ein junger Herr mit Milagro zusammen das Auto bestiegen hatte, das an dem Wagenschlag das Wappen des Marquis de Romilla trug.

In Wirklichkeit aber schlug das Gefährt, als man den Bahnhof passierte, den direkten Weg nordwärts ein.

Der Schnellzug, der um neun Uhr morgens Madrid zur Nordgrenze verließ, beschrieb einen großen Umweg, teils, um wichtige Städte zu berühren, teils, um das Gebirge in seinen ungeheuren Felsenmassen zu umgehen. Verfolgte das Auto jetzt den geraden Weg nordwärts, so konnte es am Nachmittag den Schnellzug in einer größeren nordspanischen Stadt erreichen. Hier wollte Balthasar den Zug besteigen, um in die Nähe von Bilbao zu kommen.

Bilbao war vorläufig sein Ziel. Von hier aus war es nicht weit bis zur Grenze. Aber sein Plan, unbeachtet über die Grenze zu gelangen, schien ihm selbst jetzt noch so gefährlich und abenteuerlich, daß er ihn Milagro und ihrer Mutter noch nicht mitzuteilen wagte. —

Vor den Pforten des Zirkus drängten sich Hunderte, Tausende. Was alles zeigte sich auf den Riesenplakaten, die in Bilbao, der zweitgrößten Handelsstadt Nordspaniens, nahe der Grenze, an allen Straßen und Planken klebten! Eine Tierchau von über achthundert Tieren aus aller Welt. Und zu ihrer Begleitung und Bedienung Hunderte von Menschen aus allen Zonen der Erde.

Deswegen war im reichen Abendprogramm immer der Clou der majestätische Aufzug der fremden Völker in ihren Trachten, auf ihren Tieren, in ihren Gefährten.

Der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses war allabendlich der Riesenelefant, der einen indischen Maharadscha auf seinem gewaltigen Rücken trug. Ein Borantritt von Indern und Indierinnen in reichen Gewändern des Orients. Als Gefolge Scharen von dunkelfarbigen Musikanten, Derwischen, Schlangenbeschwörern, Feuerfressern.

Der Elefant trug einen goldenen Thronbaldachin. Droben saß in ruhiger Majestät ein schöner Mann, das

Gesicht im dunklen Hauttimbre. Auf dem Kopf einen diamantengezierten Turban. Das Gewand von Gold und Edelsteinen strogend.

Keiner unter den Tausenden der Staunenden ahnte, daß der Sohn des Herzogs von Altamira aus Sevilla unter diesen Gewändern, dieser Maste, steckte!

Balthasar hatte Glück gehabt. Er wechselte seine Kleider als Caballero mit denen eines Matrosen und bewarb sich im Zirkus um einen Posten, inmitten des ausländischen Personals. Auf seinem Paß war als Geburtsort Maniler in Ostafien vermerkt. Er würde durchaus zwischen die Inder und Japaner, die Chinesen und Japaner, die Australier und Polynesier passen.

Einige dieser fremden Burtschen, die schon das anstrengende Gastspiel in Spanien seit Monaten mitgemacht, waren jetzt ausgeschieden. So verpflichtete man Balthasar bei seiner Bewerbung. Noch drei Tage gastierte man in Bilbao. Dann ging es über die Grenze nach Südfrankreich. — Das war sein Ziel. Um dieses nahen Zieles willen unterwarf er sich den ungewohnten Anforderungen seines neuen Amtes.

Aber wenn er des Abends von seinem hohen Thron bei den langsamen Schritten des majestätischen Elefanten die Zuschauermassen übersog, schwankte er im Lachen über seine Maskerade und im Kummer um den Abschied von Milagro.

Dreizehntes Kapitel.

Ein nur dämmerig erhelltes Gemach.

Über dem breiten Kofolager ein Betthimmel in verblasstem, goldgelbem Damast. Die Fenster verhängt mit Vorhängen aus gleicher gelber Seide. Und auf dem schwarzen Marmorgefims des Kamins ein glimmendes Döchtchen in schwimmendem Öl. Das matte, zuckende Flämmchen streifte die große, weiße, abstehende Flügelhaube einer Nonne, die in einer Ecke zusammengesunken saß. Leise klapperten die Perlen ihres Rosenkranzes mit dem silbernen kleinen Kreuzifix in ihren Händen —

Aber wo befand er sich denn?

Balthasar drückte den Kopf tief in die Kissen zurück. Er achtete auf seine eigene Bewegung. Dann hob er die Hand vor seine Augen, um sie gleich darauf in großer Mattigkeit wieder auf die seidene Steppdecke sinken zu lassen. Aber auch diese Bewegung hatte er selbst beobachtet. — Er wachte. Seine Besinnung schien zurückgekehrt!

Seine nun weit geöffneten Augen starrten ins Halbdunkel. Träumte er denn nicht doch immer noch? Wie kam er in dieses fremde Gemach, dessen Tapetenmuster, die Formen der Bilderrahmen, der gestickte Glöckenzug an der Tür, einer vergangenen Epoche angehörten? Und dort an der Wand, ihm gerade gegenüber, ein großer Kupferstich. Er stellte eine Frau dar, eine Fürstin? Das war Kaiserin Eugenie von Frankreich, in Krone und Hermelinmantel über den schmalen Schultern —!

Wie oft hatte er das Originalgemälde im Palaste seiner Eltern in Sevilla betrachtet! Und langsam, gleichsam tastend, sich aneinanderreihend, fanden sich Erinnerungen der letzten Erlebnisse zusammen.

Gleich einer Insel hoben sich immer festere Konturen aus einem Ozean von wochenlanger Bewußtlosigkeit.

Seine Mitwirkung im Zirkus stieg wieder vor ihm auf. Der Schwarm der bunt zusammengewürfelten Menschen, zwischen die er damals absichtlich untergetaucht, — erschien ihm jetzt wie durcheinanderfließende Schemen. Zwischen ihnen war er völlig unbeachtet, unbehelligt über die gefährvolle Grenze gekommen. — Wer achtete inmitten dieser Japaner, Chinesen, Zigeuner, Mexikaner noch auf ihn, der einen so maulaischen Einschlag hatte?

Mit einem Gemisch von Bitterkeit und Genugtuung setzte er seinen Fuß auf französisches Boden und sah gedankverjungen auf das äußerlich so unscheinbare, liebliche Grenzflüßchen Bidassoa. Er würde nie mehr in sein Vaterland zurückkehren! Aber — war Spanien sein Vaterland?

Es war inzwischen Dezember geworden. Schon in Südfrankreich setzte bedeutend kühleres Wetter ein. Während man langsam nordwärts zog, um Süddeutschland zu erreichen, hatte er mit einigen Indern nachts im langgestreckten Zelt bei der Elefantenherde schlafen müssen, das trotz der guten Beschaffenheit und Dichtigkeit die nächtliche Kühle und Feuchtigheit des Erdbodens spüren ließ. Der verwöhnte Herzogssohn, verweichlicht durch das heiße andalusische Klima, konnte diese Strapazen nicht überstehen. Er fühlte eine schwere Erkrankung heranziehen.

Gleich einem Gespenst griff sie nach ihm, um ihn zu packen und niederzuwerfen. Er wurde beim Weiterwandern eine Last, die man ungern mitschleppte. Ein Gefühl grenzenloser Auflehnung gegen die Möglichkeit, hier zwischen dieser Horde bunt zusammengewürfelter Menschen zu sterben, gab ihm noch die Kraft, seine sofortige Entlassung zu erwirken und im Schnellzug nach Paris zu fahren. Das Palais seines Oheims, das sein Vater noch aus der Regierungszeit der Kaiserin Eugenie geerbt, erschien ihm als einziger Zufluchtsort in seiner Lage. —

Zum Glück hatte er eine beträchtliche Geldsumme mitgeführt und bei sich behalten. Er traf in der brausenden, lärmenden Weltstadt mit Kopfschmerzen und einer Fieberglut ein, die ihm fast die Kraft nahm, sich aufrecht zu halten. Teilnahmslos starrte er im Gefährt auf das lebhafteste Straßenleben der Boulevards.

Dort — jene blonde, hübsche Dame? Konnte es nicht Milagro sein? Aber wie sollte Milagro nach Paris kommen? Seine blonde Madonna —, sein guter Schutzengel! Sein Lebensziel bisher. Er durfte sie nicht wiedersehen! Was bot das Leben ihm noch für Ziele?

Seine Lider sanken wieder zu. Die Kette der letzten Erinnerungen riß wieder ab.

Er dachte an den Abschied von ihr und ihrer Mutter — nachdem sie ihn in rasender Fahrt im eigenen Auto bis zur nordspanischen Stadt gebracht, in der er den Schnellzug besteigen und entfliehen konnte —. Er dachte, wie er unter unbeschreiblichem Gefühl sich über Milagros Hand geneigt, im vollen Bewußtsein eines Abschiedes für immer —.

Still! Wer flüstert dort?

Er hob den Kopf und sah nun durch die offenstehende Tür, daß nebenan drinnen Licht angezündet war. Im Rahmen des Türauschnittes erblickte er einen ovalen Tisch, Sofa, Sessel, ein Klavier, ein Spätbiedermeierstül. Am Tische saß ein Herr, ihm zugewandt. Der Lampenschein fiel über sein Haupt, dessen schiefgezogener Scheitel silberweiß glänzte. Die dunklen Augen standen zum weißen, weidhausgezogenen Schnurrbart im eigenartigen Kontrast. Seine Züge waren ernst, fast traurig. Dem Manne gegenüber eine Frau. Sie wandte Balthasar den Rücken, man sah, daß sie beide Hände auf dem Tisch vor dem Gesicht stützte.

„Was willst du feststellen oder klar machen? Daß er der Sohn des Herzogs von Altamira ist, erfahen wir aus seinem Paß, als wir seine Kleider durchsuchten. Und wenn er bei seiner Ankunft noch so viel Klarheit besaß, mir zu befehlen, daß ich unter keinen Umständen seine herzoglichen Eltern in Sevilla von seinem Eintreffen hier benachrichtigen dürfe, — was willst du daraus für deine Zwecke schließen, Trinidad?“

„Daß ihn irgendetwas hertrieb, das seine Eltern nicht wissen dürfen —.“

„Und was kann dich das kümmern?“

Die Frau ließ jetzt die Hände sinken, erhob sich mit einer jähen, leidenschaftlichen Bewegung und sagte auf Spanisch in ihrer Erregung so laut, daß Balthasar ohne Mühe jedes Wort verstehen konnte: „Ich werde nicht ruhen, bis ich Klarheit habe! Haben wir nicht, als wir den Kranken entkleideten, auf seiner Brust das Amulett gefunden, das ich vor Jahren unserem Knaben mitgab, — als wir uns von ihm trennten?“

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Veilchen.

Sie gehen durch lange freudlose Gassen,
Die einen eilig, die andern gelassen.
Raum einer hat den Blick gewendet!
Dort, wo der Häuserwall geendet,
Ein Gartengitter unterbricht
Den öden Weg. Es stört ihn nicht.
Nur heute — was ist da geschah'n?
Ein jeder stockt, bleibt mancher steh'n,
Hebt glücklich lächelnd den Kopf in die Luft . . .
Des ersten Veilchens verschwiegener Duft.

Herma Studeny.

Vorfrühlingsahnen.

Von Otto Ehrhart-Dachau.

Den ganzen Vormittag war der laue Regen über das Land gegangen. Ich war am Fluß gewesen, hatte mit dem Binter auf Hechte gefischt, aber das Wasser lief heute für diesen Sport zu trüb, nur ein einziger Hecht war mir an die Angel gegangen. Die Brachsen und Nasen, fast alle Friedfische, haben noch schimmelbleiche Farben, ihr Blut ist zu dick und ihr Treiben noch traumverworren. Am Rande der Altwässer, auf dem Schlamm, am Grunde der Gräben, konnte ich sie liegen sehen, blaß, unlustig zum Biß, schier ohne Regung. Nun, das Eis ist erst ein paar Tage weg, und den Schnee hat der warme Regen eben erst flüchtig gemacht. Es fehlt die Sonne, um in dem kalten Leben aus der Tiefe Kraft und Lebensmut zu entfachen. Sie wollen sich halt nicht täuschen lassen, wie ich, der ich am liebsten jeden Grashalm aus dem dunklen Boden zöge, der ich die braunen Büsche aufleuchten lassen möchte, den Vögeln neue Lieder lehren, und überallhin Sonnenglanz und bunte Blumen an die stillen Wege streuen möchte. Sie sind viel klüger als ich, ihr Herz glüht noch nicht und sie konnten das Lied der Lerche ja nicht hören, das mich heute morgen so unruhig gemacht.

So um dreie, nachdem der Regen aufgehört, ging ich lieber in den Wald und begann einen neuen Firschsteig auszuhauen. Die große Jugend, in der ich vor ein paar Jahren noch Schnepfen und Fasane jagte, ist mir über den Kopf gewachsen. Sie ist so hoch geworden, daß ich darin kein Reh mehr sehen, daß dort nirgends mehr ein Hochsitz nützen kann. Also schwang ich das beilschwere Messer, den Standhauer, daß ich bald den Rod ausziehen mußte und später das Hemd, bis ich zuletzt, wie ein Roß bei schwerster Arbeit, dampfte.

Unser Boden ist gut, das Holz wächst hier mit einer Freude, mit einer Kraft, die schwer Vergleiche findet. Vor vier Jahren noch habe ich hier, mitten im Hange, einen guten Bod geschossen. Jetzt, wenn ich auch noch so suche, ich kann den Stand nimmer finden, auf dem ich damals war und hierher ins rote Leben zielte. Die hohe Leiter ist im grünen Nadellaub versunken und wird nie wieder zu sehen sein. So schnell wächst der Wald. Bald wird man hier lüften müssen, Stangen aushauen, der noch grasige Boden wird aus Lichtmangel ersticken und endlich glatt und febernd vom Nadelfall werden. Und wenn ich's noch erlebe, wird hier einmal ein Hochwald stehen, dämmrig und kühl wie eine Kirche, ein Wald im Wald, und ich werde es dann kaum noch begreifen können, daß da einmal ein Riesenacker lag, eine Pflanzung entstand, zwischen deren hüfthohen Stämmchen ich in jungen Jahren so gerne gejagt. Andere, die nach mir kommen, werden dort jagen, tätig und froh sein wie ich, bis auch ihnen der starke beinerne Jäger mit hohlem Munde das letzte Halali anbläst. So gemessen, scheint uns der Wald ewig zu überleben.

Die frischen Holzwunden bluten. Jeder Schnitt strömt duftenden Saft. Die Luft weht lau und verheißungsvoll, aber der Himmel ist trüb und seine Wolken tragen flatternde Kränze, wie aus Eis. Was ist es nur, das einen trotzdem so weich, dankbar und wohligh macht? — „Denk' doch nicht immer an den Frühling!“

Der Tag verrann. Um die Dämmerstunde liegt der Weg hinter mir, den ich haben wollte. Vom Hochholz herunter durch den ganzen Hang bis an den Erlengrund hinab, wo im Sommerregen so gerne die Rehe stehen. Vielleicht lohnt sich die Arbeit oder hab' ich sie umsonst getan? Vielleicht ist sie gerade recht, für den, den ich meine. Schön ist es jetzt, die schweren Arme zu spüren, die Wucht der Hände, in denen das Blut noch schwer pocht und schaffst. Da

ich mich zum Gehen wende, ist der Drilling so leicht wie eine Feder geworden.

Das Iveläuten erwarde ich am Wallenhofener Waldrand. Hinter mir steht ein Stück Hochwald, das ich sehr liebe; Eichen, Buchen, Fichten und Lärchen. Ein mildes Licht liegt auf den Hängen. Am den Eindhof, der wie ein gutes Tier tagmüd im tiefen Grunde liegt, schwebt flacher Rauch. Dahinter steigen Wiesen an und schmale Wege, die zum Wald hinaufführen, der ruhig, voller dunkler Kammern, in sich versenkt und Friede voll, die Wipfel in das letzte Glimmen hebt.

Der Wind schläft ein. Aus den Schollen steigt es grau. Das Land ist bald von diesem Schaum umspinnen, der alles lockert, weich und mild gefügig macht. Die alten Eichen, die vorhin noch zackig, astvoll ins Zwiellicht hieben, runden sich und ziehen wie müde Vögel die fahlen Laubschwüngen ein. Kein Klang rührt an die müde Welt. Kein Stern will heute die Welt bescheinen. Krähen quarren müd im Schlaf und mit der Stille drängen wieder Schatten und neue Leeren auf das Nachtbild ein. Es ist geschafft . . . Alles schläft, alles horcht tief in sein Leben, der Baum neben mir, das Gras, auf dem ich stehe. Ich allein bin wach und fühle bewußt, daß ich den ganzen Tag nicht schmecken konnte, riechen und auch nicht sah; jetzt auf einmal, da alles so stumm steht, starr und schweigend, jetzt auf einmal, weiß ich's genau: Die Luft, die um die Stirne streicht, das Wesen in der lauen Schwärze, alles, was ahnungsvoll verworren um die Grüfte reigt, alles was weht, hat das gleiche Fühlen in sich wie ich: Drunten im Tiefen, in der erdschweren Schicht zeugt es bereits, schafft es mit trächtigen, jormenden Kräften am grünen Gold, am neuen Antlitz der Erde.

Als Lehrer in Wild-West.

Von Andrews O'Connor.

Eine Zeitlang war ich auch Wanderlehrer in Texas. Man unterschätzt den Wissensdurst der Cowboys. Auch die Farmer schickten ihre Buben zu mir. Die trügerische Hoffnung, daß auch der kleinste Mann Präsident werden könne, ist auf den Rands des wilden Westens weit verbreitet. So ging also meine kleine Blockhauskiste ganz gut.

Bei einem Texaslehrer aber ist es mit dem bischen Wissen nicht getan. Er muß auch stählerne Muskeln haben, bogen können und mit dem Schießzeug umzugehen verstehen.

Eines Montagmorgens, kurz nach Anfang des Unterrichtes, tat sich langsam die Tür auf und ein wildes, schmutziges Gesicht starrte ins Zimmer.

„Morning, old fellows, möchte gern was lernen.“

Ich erkannte den Jüngling als Bill Slumley, der als Hilfsbursche im benachbarten Wollwäschereischuppen angestellt war. Er war höchstens zwanzig Jahre, aber stark wie ein Bär.

„Tritt nur ein, Bill!“

Breitspurig trat er in die Stube.

Ein unterdrücktes Grinsen ging rings durch die Klasse. Seine Erscheinung war wirklich grotesk: Er trug einen Strohhut, unter dem vier Männer Platz gehabt hätten. Ein breiter Gürtel aus Kohleder hielt seine Hosen fest, die einmal weiß gewesen waren, sein zerrissenes Hemd hing über den Gürtel herab. Zwischen den Zähnen stak ihm eine Stummelpfeife, die mit ihm verwachsen schien.

„Hut ab, wenn du in eine Stube trittst!“ herrschte ich den Lummel an.

Er rührte sich nicht.

Meine Autorität stand auf dem Spiel. Und so beschloß ich, den Stier bei den Hörnern zu packen, und schlug Billy den Strohhut vom Kopf. Er gab ein böses Knurren von sich, war aber offenbar zu verblüfft, um aufzubegehren. Die ganze Klasse lachte.

„Ruhe,“ befahl ich den Burschen und fragte Bill: „Dein Alter?“

„Verdammt, wenn ich's weiß!“ Er schob die Pfeife nach links und spuckte aus.

„Beruf deines Vaters?“

„Mein Vater ist bei der Presse.“

Ich konnte mir nicht recht vorstellen, daß Mr. Slumley senior auch nur den bescheidensten Ansprüchen einer Texasredaktion genügen könne, aber Billy half mir aus der Verlegenheit und erklärte, daß sein Vater bei der Presse der Wollwäscherei angestellt sei.

„Ich verstehe, Arbeiter.“ Mißtraulich beobachtete ich die rollende Bewegung seiner Kinnladen. „Geh hinaus und spud aus, Billy,“ sagte ich, „und dann nimm die Pfeife aus dem Mund.“

Er ging widerwillig hinaus undkehrte bald ohne die Pfeife zurück.

Raum aber war er wieder drinnen, trat er rasch ans offene Fenster und spudete einen braunen Saft auf die Straße. Er hatte einfach die Pfeife mit dem Briem vertauscht, um sich vom Tabak nicht trennen zu müssen.

Ich rüttelte ihn an den Schultern. Aber er äugte mich an wie ein bissiger Hund, wenn man ihn schlagen will, und ich wechselte das Thema. Ich wollte vorsäufig noch keinen Krach mit dem jungen Riesen heraufbeschwören.

„Ich will einmal sehen, was du kannst, Billy.“

Ich ließ ihn etwas lesen, und zwar ein paar Worte aus seiner Branche, ein Ballenzeichen auf einem Stück Sackleinwand, das als Fenstervorhang diente. Es lautete: Felle, Schafe. Ich buchstabierte Billy vor: „S—h—a—f—e!“

„Mhm!“ grinste er verständnisvoll, „das sind Hammel.“

„Schafe,“ verbesserte ich.

„Hammel,“ beharrte Bill. „Ich versteh' das besser.“

„Genug, Billy, seh' dich neben Ben Bunton.“

Das war ein ganz kleiner, schwächlicher Junge, mit dem es für Bill gewiß weder Streit, noch Berührungspunkte gab. Den ganzen Morgen über mußte ich auf Bill aufpassen. Er arbeitete nicht mit. Er saß stumpfsinnig da und glogte die Wandbilder an oder drohte mit seiner schmutzigen Faust den andern Schülern, wenn er dachte, daß ich nicht hinsah.

In der Mittagspause, als ich allein in der Klasse mein Mitgebrachtes aß, sah ich draußen plötzlich einen aufgeregten, hin- und herwogenden Knäuel von Burschen.

„Hau' ihn, William!“

„Drisch nur tüchtig zu, George!“

Über alle aber erhob sich eine Stimme, die wie die eines jungen Stieres war: „Schlag' ihm ins Auge! Reiß' ihm ein bißchen Sand hinein!“

Ich stürzte hinaus und unterbrach die Keilerei.

„George und William, geht sofort hinein!“

Die Kaufbrüder gehorchten. Nur Bill wurde unangenehm. „Ich dachte, hier draußen könnten wir machen, was wir wollen?“ sagte er lauernd.

„Durchaus nicht, Bill.“ Ich behielt ihn fest im Auge.

Mir wurde ein wenig schwül. Nichts würde mein Ansehen als Lehrer so sehr erschüttern wie ein Zweikampf mit einem Schüler. Aber Billy war klar zum Gesecht. Beide Fäuste geballt, ging er langsam um mich herum.

„Komm' mit mir in die Klasse, Bill,“ sagte ich plötzlich, „ich habe mit dir zu reden.“

Nach einigen Zögern ging er mit, und als wir drinnen waren, las ich ihm § 105 der Schulordnung vor: „Der Lehrer hat das Recht, Kinder über zwanzig Jahre ohne weitere Begründung vom Unterricht auszuschließen.“

„Na Billy,“ fragte ich freundlich, „wills' du, daß ich dich ausschließe?“

Er verstand das Wort aber gar nicht. Er nahm es für die Androhung einer physischen Strafe und somit für eine Kampfanfrage. Langsam fuhr er mit der Rechten in die hintere Hosentasche nach dem Messer.

Nun wurde es ernst. Ich stürzte mich auf ihn, sagte ihm bei den Schultern und schob ihn auf die Veranda hinaus. Seine harten Arme umklammerten meinen Leib. Wir rangen hin und her. Wenn ein Lehrer einmal mit einem Schüler raust, dann muß er gewinnen. Ich entwand ihm das Messer, warf es in weitem Bogen fort und drohte dann mit der Faust auf Bills Schädel hin, bis er die Augen verdrehte. Als es soweit mit ihm war, verließ ich meinem Sieg noch den nötigen dramatischen Nachdruck. Ich zog mein Schießseisen aus der hinteren Tasche meiner lederen Hose und knallte dreimal in die blaue Luft.

Dann ließ ich ihn aus. Meine Schüler klatschten begeistert Beifall.

Bill erhob sich. Er erklärte sich in den unflätigsten Ausdrücken für besiegt. Dann stopfte er sich eine neue Pfeife, spudete kräftig aus und grunzte verlegen.

Ich trat in die Klasse, nahm die Liste aus dem Rathgeber und schrieb den Namen Bill Slumley in das Register meiner Texaschule. Der gebändigte Bill setzte sich beschneiden in die hinterste Bank, schickte ein wenig mißtraulich zu mir hinauf, wie ein gezähmter Mustang zu seinem Cowboy, und wenn er eine meiner Fragen zu beantworten mußte, dann zeigte er schlüchtern wie ein Mädchen mit einem Fingerchen auf.

(Berechtigte Übersetzung von Thomas Schlotthauer.)

Schmuggelmare.

Gaunergeschichten von Werner Dellers.

Die Grünen haben Mare „auf dem Kieker“. Schon seit Monaten. Aber Mare ist helle, ein Einzelgänger, mit allen Wässern gewaschen, stark wie ein Hirsch, zäh und geräuschlos wie eine Kage.

Da steht ihr ihn an dem kleinen Landbahnhof, fünf Kilometer von der Grenze. Es ist zehn Uhr abends, in wenigen Minuten kommt der letzte Zug des Tages und geht in die Stadt. Die Lampen des Bahnhofschens sind schon in spärlich leuchtender Erwartung. Auf dem Bahnsteig steht ein einzelner Fahrgast, an der Sperre der Zollner mit dem Bahnbeamten. Der da noch gerade angeschoben kommt, mittelgroß, mit Schlägermütze, gelbem Regenmantel, lautlos in gummibeschlagenen Turnschuhen, die Hände unter dem zurückgeschlagenen Mantel in den Hosentaschen — der Mann ist Mare. „Nabend, meine Herren, nabend, Herr Direktor“, grüßte er die Beamten, während er mit der Rechten an die Mütze fährt, daß sie leicht in den Nacken zurückschneit. — „Nabend, Mare, nichts los heute?“ Der Zollner betastet ihn mit forschenden Blicken von oben bis unten. — „Zu bide Luft, Mensch“, sagte Mare, „Ihr könnt mir geklaut bleiben.“ Die beiden, der Schmuggler und der Zollner, sehen einander an, ein wenig lauernd, ein wenig lächelnd, zwei alte Gegner. Ritterliche Gegner, versteht sich. „Na, na, Mare, alter Sünder, Ihnen traue ich nicht bis zum Abteil!“ — „Wie Sie wünschen, Herr Direktor.“ —

Der Zug läuft ein, er ist sozusagen leer. Schräg der Sperre gegenüber steigt Mare ein, ungefähr in der Mitte der Wagenreihe. Der Beamte sieht es deutlich. Es ist alles in Ordnung, nichts Bemerkenswertes. Indessen sollte er doch noch etwas Bemerkenswertes gewahren an diesem Abend. Doch ehe er es gewahrt, geschieht folgendes:

Mare, der in normalem Tempo in den Zug eingestiegen war, verläßt ihn mit einer vielfach größeren Geschwindigkeit an der anderen Seite wieder, saust wie der Teufel quer über den Bahndamm, schräg gegen die Fahrtrichtung, auf einen Sandhaufen zu, streicht mit hastiger Hand eine Lage Sand weg, zieht ein Paket hervor, saust damit über den Bahndamm, und erwischt mit knapper Not den letzten Wagen des gerade anziehenden Zuges. Das, Mare, wäre in Ordnung. Was du jetzt machst, ist in Unordnung.

Zwar ist er bei dieser Kleinigkeit nicht im entferntesten außer Atem gekommen, aber er fühlt sich selbstam nervös heute abend, etwas läßt ihn, die Kage aus dem Fenster zu steden und zu sehen, ob der Grüne etwas gewittert hat. Gerade hat er seinen dummen Kopf hinausgesteckt, fährt er an der Sperre und an dem wie vor dem leibhaftigen Gottscheibeins weitaufgerissenen und erstarrten Auge des Zollgesetzes vorbei. Noch ehe Mare „Verdammt“ murmeln kann, sieht er den Beamten drohend die Faust schütteln und Spornstreichs in das Bahnhofsgelände davonschützen. —

Mare hat keine Zeit, sich zu ärgern. Seine Gedanken fliegen. Denn die alte, methobische Frage „Was würdest du nun anstelle des Grünen tun?“ erheischt dringendste Antwort. Mare sitzt im letzten Abteil, dringend verdächtig. „Well!“ sagt er vor sich hin, denn er hat einmal einer englischen Mannschaft beim Fußballspiel zugehört. Er überlegt noch, an welcher Seite der nächste Bahnsteig sein wird; dann kramt er eine Schnur aus der Tasche knotet sie an die Paketfodel, nimmt das teure Päckchen unter den Arm und steigt auf der anderen Seite bis auf das Treittbrett hinaus. Mare „tigert“ den fahrenden Zug entlang, Mare hängt sein Päckchen vor einem leeren Abteil an der äußeren Färlinke auf, Mare tigert ohne Paket weiter und steigt ziemlich vorne in ein leeres Abteil ein. Das hätten wir!

Wichtig stehen auf dem Bahnsteig zwei Grüne, richtig ist große Revision. Und richtig, sieh da, sie fangen beim letzten Wagen an. Mare verspürt eine Neigung zu lächeln, aber er lächelt nicht.

Es dauerte lange, bis die Herren kommen, ewig lange für einen Mann in seiner Lage. Endlich, endlich kommen sie an, sie haben das Päckchen „überundet“. Mißtraulich guden sie um sich. „Na, Verehrtester, nichts zu verzollen?“ — „Keene Bohne. Wüßte eher als Sie, was heute abend los ist.“ — „Aufsehen, bitte!“ Sie guden auf die Bank, sie guden unter die Bank, sie guden ins Gepädnck, sie guden in die Toilette, einer guckt flüchtig aus dem Fenster. Sie guden die Achseln (genau wie im Roman) und äugen immer noch mißtraulich zum guten Mare hinüber. Dann gehen sie. „Guten Abend.“ — „Nabend, meine Herren.“

Wenige Minuten später türmt Mare den Zug entlang und schleppt das liebe, teuere Päckchen ins Abteil. Mare pfeift laut und mit großer Bewegung.

Kurz vor der Stadt, auf blankem Felde, schmeißt Mare das Paket aus dem fahrenden Zug. Es fliegt einem Mann vor die Füße, der unten in der Dunkelheit steht und wartet.

Als Mare durch die Sperre des Stadtbahnhofs geht, nickt er den forschenden Zollbeamten grüßend zu, mit jener gewinnenden Liebenswürdigkeit, wie sie schönen Seelen eigen ist.